

SCHAUPLATZ BERLIN

Ick bin aus Marzahn,
da sieht allet so aus

Er könnte ein Tourist sein, federnd im Gang, der Herr da, durchgrautes Haar, den kleinen Fotoapparat vor der Brust und in dieser ganz leicht nach hinten gezogenen, säbelhaften Haltung des Oberkörpers, die der Betrachter als Zeichen unerschütterlichen Selbstbewusstseins wahrnimmt. Oft haben Säbelrückensmenschen auf absolut jede Frage eine Antwort, selbst dann, wenn absolut gar keine Frage gestellt wurde.

Aber doch, es werden ja Fragen gestellt an diesem Abend vor der Baustelle des Schlosses in Berlins alter Mitte, und Wilhelm von Boddien, der Geschäftsführer des Fördervereins Berliner Schloss, 72 Jahre, Spendensammler, ist also auch gekommen und hat auf alles eine Antwort, vor allem auf die Zettel, die hier verteilt werden.

Die Initiative „Offenes Schloss Berlin“ hat zu einer ersten „stillen Demonstration“ aufgerufen. Es geht um den Ostflügel des wachsenden Schlossbaus, entworfen von Franco Stella und vom Parlament beschlossen. Eine Fassade, die in ihrer verriegelten Scheußlichkeit allerdings das Auge schmerzt. Geht es nach dem Willen der Bürgerinitiative, so soll dieser Ostflügel bitte gar nicht gebaut werden. Die Menschen um den Schauspieler Matthias Dittmer und um Michael Knoll, Leiter des Berliner Büros der Hertie-Stiftung, sammeln deshalb Unterschriften. Sie wollen die Diskussion um den Ostflügel ins Parlament tragen. Sie wollen die Öffnung des Schlosses nach Osten hin und machen sich für den wieder ins Spiel gekommenen Vorschlag des Architekten Stephan Braunfels stark.

Braunfels' Idee war es, die Ostwand einfach wegzulassen, denn das Schloss könnte auf diese Weise den Osten, den Alexanderplatz, den Fernsehturm, die ganzen sozialistischen Reste wunderbar umarmen. Eine Geste der Versöhnung, sagen die Umarmungsfreunde. Disneyland-Architektur, rufen die Braunfels-Gegner. Zwei große Plakate werden vor dem Bauzaun ausgerollt, eines mit dem schmerzenden Ostriegel, eines ohne.

„Ganz toll!“, ruft Wilhelm von Boddien, als die Plakate entrollt sind, „das Schloss verneigt sich vor dem Osten! Vor dem Fernsehturm! Na danke, spießiger geht's nicht. Jetzt warten Sie doch bitte schön erst mal ab, wie es aussieht, wenn der Ostflügel tatsächlich steht.“

„Mein Gott, det muss ick doch nich erst stehen sehen, um zu wissen, dass det Scheiße is“, ruft ein Passant dazwischen. „Ick bin aus Marzahn, da sieht allet so aus.“

Wilhelm von Boddien ist aus Hamburg. Er hatte Glück. Er war immer auf der entriegelten Seite.

REINARD MEINHOF

Will I am

Shakespeare oder Hip-Hop – wer hat den reicheren Wortschatz?

Shakespeare war der erste Rapper. Und – mit seinen jambischen Fünfhebern, seinem Rhythmus, den man auch Beat nennen kann, und seinen Reimen – bis heute auch der Beste, oder? Mit Sprüchen dieser Art nerven Carpe-diem-Lehrer im klassischen Highschool-Film gerne ihre unmotivierten Ghetto-Jugendlichen, die es ihnen dann aber doch bald danken und fortan Shakespeare dem harten Leben der Strafe vorziehen.

Der amerikanische Datenforscher Matt Daniels hinterfragt nun zumindest die zweite These. Dafür prüfte er die Texte von 85 Rappern auf ihre Wortvielfalt und verglich sie mit Texten von Shakespeare. 35 000 Wörter aus den Lyrics der Rapper stellte er gegen die jeweils 5000 ersten Wörter aus sieben ausgewählten Stücken Shakespeares, darunter „Hamlet“ und „Romeo und Julia“, sowie die ersten 35 000 Wörter aus Herman Melvilles „Moby Dick“. Das Ergebnis, aufbereitet auf einer hübschen Website, zeigt: weder „Call me Ismael“ noch „To be or not to be“ macht das Rennen, sondern der New Yorker Hip-Hopper Aesop Rock. Diesen wollte Daniels erst gar nicht in die Wertung aufnehmen – zu obskur. Doch mit 7393 eigenen Wörtern führt er die Liste an. Es folgen: GZA, Kool Keith, bald der Wu Tang Clan. Shakespeare selbst taucht in dieser Statistik mit 5170 eigenen Wörtern erst später auf, ungefähr gleichauf mit Outcast mit 5212 Wörtern.

Allerdings schlägt Shakespeares Wortgewandtheit immer noch die von bekannten Rap-Größen wie Snoop Dogg, 2Pac, Kanye West und Lil Wayne. Die Messlatte der sprachlichen Kreativität ist für diese Untersuchung allerdings nur der rechnerische Reichtum an Wortschatz, nicht der künstlerische Wert seiner Gestaltung. Und Wortschöpfungen im Rap bleiben oft Eintagsfliegen – wie zum Beispiel das Adjektiv „flawsky-wawsky“ bei Outcast. Daniels Studie liefert daher weder neue kulturpolitisch-mystische noch kulturpessimistische Argumente.

ANNA MAYRHAUSER

SZ WOCHENENDE

bringt morgen

Luxus Eine neue Klasse von Superreichen ist gerade dabei, unsere schönsten Städte zu übernehmen. Lange kann das nicht mehr gut gehen.

ALEXANDER HAGELÜKEN

Bücher „„Unser Vater hatte einen entspannten Umgang mit dem Unternehmen.“ Nina und Maximilian Hugendubel im großen Interview.

NINA BOVENSIEPEN UND KATJA RIEDEL

VON VOLKER BREIDECKER

Die See wirkt zum Greifen nah. Bis an die Panoramafenster des gigantischen Lesesaals der neuen Bibliotheca Alexandrina reicht sie heran, so scheint es zumindest. Und so kann das Auge über eines der ältesten Symbole von Freiheit, Weite und Offenheit schweifen. Die Konfession des Meeres, einstmals von einem gewaltigen Leuchtturm erhellt, vereinigte Religionen, Ethnien und Kulturen Alexandrias zum vielgestaltigen Hybrid am Mittelmeer, zu einer „Stadt, die weder griechisch noch syrisch noch ägyptisch“ war, sondern – wie ihr letzter Mythograf Lawrence Durrell schrieb – „ein Bastard, ein Konglomerat.“ Von den einen geschmäht, von anderen angebetet wie ein androgynes Wesen: „Fünf Rassen, fünf Sprachen, ein Dutzend Glaubensbekenntnisse“ und „mehr als fünf Geschlechter“ zählte der Autor in der Zwischenkriegszeit, als neben Exzentrikern, Diplomaten und Spionen auch viele Emigranten aus Krisengebieten dort Zuflucht gefunden hatten.

Der Blick aufs Meer verfolgt auch die Teilnehmer der Konferenz „Identities in Motion.“ Im Namen der Allianz-Kulturstiftung, die sie im Verein mit dem Literarischen Kolloquium Berlin und der Kairoer Doum-Stiftung in der Bibliotheca Alexandrina ausrichtet, spricht zur Eröffnung die vormalige Kulturstaatsministerin Christina Weiss. Nach Triest und Tirana in den Vorjahren ist das Projekt „Das weiße Meer. Literaturen rund ums Mittelmeer“ nun an seiner dritten Station angelangt. Für die

gastgebende Institution, an deren Lesepulten sich die Kopftuchträgerinnen tummeln, ruft die Anglistin Sahar Hamouda Alexandrias einstige Multinationalität, den Geist des Kosmopolitismus und der Toleranz in Erinnerung.

„Alexandrina ad Aegyptum“ – also „bei Ägypten“ oder auf dem Weg dahin – hieß die Stadt schon im Altertum. Im Zeichen des Hellenismus, der sich in der alles Weltwissen vereinigenden Bibliothek vereinigen wollte, währte Alexandrias Spätantike bis ins Jahr der arabischen Eroberung 641: „Ich habe eine Stadt eingenommen“, schrieb der siegreiche General Amrus, „von der ich nur sagen kann, dass sie 4000 Paläste hat, 4000 Bäder, 400 Theater, 1200 Gemüsehändler und 40 000 Juden.“

Die Zahlen waren kaum übertrieben. Etwa so viele Juden, wie von Amrus gezählt, lebten in Alexandria auch im Jahr 1942, als Hitlers Armee – mit den zur Exekution der „Endlösung der Judenfrage“ in Palästina und im Orient bereitstehenden Einsatzgruppen im Gefolge – nur rund 80 Kilometer vor Alexandria gestoppt wurde.

Danach aber nahmen die aus Europa und dem östlichen Mittelmeerraum auch nach dessen Südufer importierten Nationalisten ihren Lauf. In den Tagen des Generals Nasser wurde Alexandria unter der Flagge des neuen ägyptischen Staates homogenisiert, wurden die Angehörigen vermeintlich fremder Nationen vertrieben. Jetzt steht sie zwar, die neue große Bibliothek von Alexandria, offen aber bleibt die Frage, ob sie auch zum „neuen Symbol unserer gemeinsamen Vergangenheit“ taugt

– von Orient und Okzident, von nördlichen und südlichen Meeresufern –, insofern das Mittelmeer nämlich nicht nur Hoffnung verheißt, sondern für mehr Menschen als je zuvor zu einer Todesfalle geworden ist.

Wenn diese Werte und Erinnerungen nicht wie das antike Alexandria im Meer versunken und wie manche seiner archaischen Überreste beim Bau der neuen Bibliothek mit Beton übergraben und im Boden versiegelt wurden! In makabrer Weise eröffnete unter scharfen Sicherheitsvorkehrungen zeitgleich mit der Kon-

Die berühmte Uferpromenade ist eine achtspurige Schnellstraße. Der Weg zum Meer: tödlich

ferenz eine Hauptversammlung des ägyptischen Zweigs des weltweit führenden Betonherstellers Titan Cement SA. Am Eingang zur Bibliothek, der von MPI-bewaffneten Uniform- und Jeanträgern kontrolliert wurde, und im Foyer, wo es von Magnaten und ihren Bodyguards nur so wimmelte, sorgte dies für einige Irritationen und für Erinnerungen an Besuche des Moskauer Lenin-Mausoleums.

In den Workshops, in die sich der Kongress aufteilte – die ägyptischen Teilnehmer unterlagen dabei einer strengen Vorauswahl – blieben das Meer und der Mittelmeerraum merkwürdigerweise räumlich wie diskursiv zunächst ganz außen vor. Aller Sichtbarkeit zum Trotz beruhte seine greifbare Nähe auf einer Augentäu-

schung: Zwar schlängelt sich unmittelbar vor der Bibliothek die ausgedehnteste Uferpromenade des gesamten Mittelmeerraums vorbei – die Corniche hat eine Länge von mehr als zwanzig Kilometern; doch hat man von dort den Sand entfernt und durch Felsgestein ersetzt. In der heute beinahe vollends islamisierten Stadt soll diese Maßnahme offenbar bezwecken, die Bewohner vom Baden abzuhalten und vom Meeresufer zu vertreiben.

Brachialer noch sorgt dafür auch der zur achtspurigen Schnellstraße verbreiterte, einst mondäne Meeresboulevard, den man aufgrund weit und breit fehlender Fußgängerübergänge nur noch unter Lebensgefahr überqueren kann: Zwei Fußgänger täglich kommen laut Statistik allein auf der Corniche zu Tode, was diese Straße zu einer tödlicheren Grenze und Falle macht, als es selbst die Berliner Mauer war. Die Stadt am infolgedessen versperrten Meer wird dadurch ihrer Lebensgrundlage, ihrer gesamten historischen Substanz und die Menschen ihrer Erinnerung an freies Herumtollen am Meer beraubt.

Darinnen werden Identitätsfragen leidenschaftlich anhand von Versen des verstorbenen Lyrikers Marmoud Darwish diskutiert. Darin vergleicht er die Palästinenser mit den Indianern Nordamerikas, die dortigen Kolonisatoren mit den heutigen Israelis. So ist viel von Boden und Erde die Rede, wo das Meer doch so nahe liegt – und mit ihm vielleicht auch eine andere, dynamischere, friedlichere Form des Verkehrs und des Austauschs von Menschen,

Dingen und Ideen. Und doch verschafft es sich hinterücks die ihm gebührende Aufmerksamkeit: Vor dem Bedürfnis nach Aussprache – weniger nach Debatte – tritt die Leitfrage nach den Identitäten trotz aller Rekurse auf Foucault, Barthes und die Parabel vom „Schiff des Theseus“ in den Hintergrund. Zugunsten der meernahen Dinge, die vor allem den Bewohnern Alexandrias auf den Nägeln brennen: Das Schrumpfen, der Verlust und die – von säkularer wie religiöser Macht- und Einflussgruppen – offenbar systematisch betriebene Zerstörung öffentlicher Räume durch Privatisierung, Umnutzung und gezielte Verwahrlosung bis zum Ruin, den Alexandria in einem schier unaufhaltsamen Prozess des Verfalls an allen Ecken und Enden der Stadt demonstriert. Auch Rom, sagt eine Teilnehmerin, wurde „nicht an einem Tag zerstört“.

Und was könnte, wie der in Alexandria lebende Schriftsteller und Zeitschriftenmacher Alaa Khaled befindet, jenseits aller fatalen „Spiele von Inklusion und Exklusion“, wie sie von Nationalisten wie religiösen Fundamentalisten angezettelt werden, auch befreiender und individuell ebenso wie im Verkehr und Austausch mit anderen Individuen identitätsstiftender sein als begehbarer und benutzbarer öffentliche Räume, Plätze, Orte? An Land und Meer! Da liegt alle Hoffnung auf den Straßen, auf denen immer noch – mit Worten der Autorin Sahar El Mougy in Anlehnung an Ibsen – „Millionen ägyptischer Noras“ unterwegs seien. Unter anderen. Next stop Thessaloniki.

Komm, süßer Tod

Die Münchner Biennale eröffnet mit der Oper „Vivier“

Claude Vivier ist ein staunender Junge, seinen Eindrücken genauso schutzlos ausgeliefert wie seiner Begierde nach Männerkörpern. Was noch in ihm vorgeht, das gerinnt ihm allein zu Tönen. Der 1980 geborene Komponist Marko Nikodijević war drei Jahre alt, als sein großes Vorbild, eben dieser da erst 34-jährige, in Neue-Musik-Kreisen geradezu mythisch verehrte Kollege Claude Vivier von einem Liebhaber erstochen wurde. Jetzt hat Nikodijević eine Oper über sein kanadisches Idol geschrieben. „Vivier“ wird die Münchner Biennale für neues Musiktheater eröffnen.

Herausgekommen ist ein Kammerstück, das Viviers Projekten genauso nachspürt wie dessen Suche nach erlösenden Klängen. Nikodijević meidet das direkte Zitat. Vielmehr erträumt er Viviers Vita und dessen Œuvre mit seinen eigenen Klängen. Die Sänger vom Münchner Kammerchor und die Instrumentalisten vom coproduzierenden Staatstheater Braunschweig unter Dirigent Sebastian Beckedorf zeichnen stille Klänge in den Raum. „Nachtprotokoll“ nennt Nikodijević seine Oper, sie gelingt ihm mit traumwandlerischer Magie.

Den Rahmen bildet der Mord an Vivier, den er, das hat den Mythos um ihn begründet, in einer unvollendeten Kantate vorgezogen zu haben scheint. Vivier, der seine Eltern nicht kannte, der bei Klosterbrüdern Erzogene, der gläubige Schwule, wälzt sich mit seinem Mörder im Bett. Regisseurin Lotte de Beer meidet allzu Direktes, sie stilisiert möglichst viel. Countertenor Tim Severloh singt den Vivier immer verhalten mit großen, eher staunenden Augen. So zeigt er die Hauptfigur 70 Minuten lang als einen Außenseiter und Rätsel-

mann, dessen Sanftheit nicht zu seinem Gefallen an erotischen Abenteuer zu passen scheint. Darin liegt Viviers Reiz, dass er die heftigsten Eindrücke aufsaugt, um sie dann in eigene Klänge umzuschmelzen.

Ähnlich geht auch Nikodijević vor. Anstatt diesem Stoff, der vor Brutalität, Erniedrigung, Verzweiflung, Exotik und handfester Erotik überquillt, drastisch zuzusetzen, zieht er es vor, darüber zu meditieren und jede der sechs Szenen musikalisch eigenständig zu formen.

Vorbilder sind zu erkennen, sind aber vom Komponisten in Traumklänge verwandelt

Wenn Tschaiowsky erscheint, gibt ihm Nikodijević eine in Melos und Harmonik eigentümliche Musik mit, die Tschaiowsky zwar imaginiert, aber nicht kopiert. Genau so verfährt er mit mongolischem Obertonklang, mit einem Wiegenlied und mit Rapp-Anleihen. Die Vorbilder sind zu erkennen, werden aber von Nikodijević abgeschmirgelt und in unschleierte Traumklänge verwandelt. Da geht der Komponist weiter als sein Librettist Gunther Geltinger, der erkennbare Imitate liefert. Und wenn der Chor die Texte in Rappermanier skandieren muss, wird die Diskrepanz zum Original gelegentlich unangenehm.

Für das von Vivier erträumte Leben steht der Tenor Musa Nkuna, der mit seiner betörenden Stimme die Szene beherrscht. Er ist der Heilige Sebastian, Schutzheiliger der Schwulen, zuletzt einer, unter dessen Schönheit sich der Tod verbirgt.

REINHARD J. BREMBECK



Meine Nächte sind schöner als deine Tage: Szene aus der Oper „Vivier“ von Marko Nikodijević.

FOTO: BIENNALE

Die Schönheit des Funktionalen

Der Architekt Kurt Ackermann, der mit 86 Jahren gestorben ist, versöhnte in seinem Werk Technik und Ästhetik

Zu den kreativen Konstrukteuren unter den Architekten, die der Baukunst neue Möglichkeiten eröffnet haben, gehört auch der Münchner Kurt Ackermann. Was er als freier Architekt geschaffen hat, geht über das Inventarische weit hinaus. Sein Werk ist von einer fast universellen Vielseitigkeit. Neben Wohn-, Verwaltungs- und Schulbauten hat Ackermann in den rund 50 Jahren seines Schaffens mehrere Kirchen, eine ganze Reihe von Brücken, Fabrik- und Messehallen, Technikbauten, Sportanlagen, Entsorgungseinrichtungen und sogar ein gewaltiges Zementwerk errichtet und dabei auf fast all diesen Gebieten überragendes geleistet.



Kurt Ackermann, 1928 in Innsingen bei Rothenburg geboren, gehört zu den wichtigsten Architekten seiner Generation. Als Professor für Entwerfen und Konstruieren an der Uni Stuttgart hat er sein Wissen weitergegeben. FOTO: REGINA SCHMEKEN

Wie elegant und klug sich die Wohnbauten Ackermanns in die Landschaft schmiegen, lässt sich besonders schön an seinem eigenen Wohnhaus studieren. Das Haus auf der Leitenhöhe über dem Ammersee besteht im Grunde aus zwei übereinanderliegenden Erdgeschossen: Das obere öffnet sich rückwärts zur Straße hin, das untere nach vorn zum Steilhang. Die zur Aussicht sich öffnenden Glaswände sind des

Sonnenschutzes wegen ein Stück weit in den Baukörper zurückversetzt und exakt in fünf gleiche Achsfelder aufgeteilt. Sie zeigen also eine klare symmetrische Ordnung. Und da im unteren Geschoss die beiden äußeren Kompartimente nicht verglast, also zur Landschaft hin offen sind, bietet sich der Baukörper mit seinem Flachdach dem Betrachter als ein plastisch durchmodellierter, durchrhythmisierter Kubus von großer grafischer Klarheit dar. Bei den großen Wohnanlagen der sechziger bis achtziger Jahre – in Berlin am Kulturforum oder in München an mehreren Stellen – hat Ackermann den Häusern mit Balkonen, Terrassen und Wintergärten eine so lebendige Plastizität und Tiefenräumlichkeit verliehen, dass sie bis heute einladend und lebendig wirken und mit dem umgebenden Grün bestens harmonieren.

Ackermann konnte aber auch der Garant für fast körperlose Konstruktionen sein. Die Expo-Halle, die größte Halle auf dem Messegelände von Hannover, überspannt bei stattlichen 18 Metern Höhe stützenfrei die riesige Fläche von drei Hektar Land und bietet 16 000 Besuchern Platz. Das schier endlos in die Weite und die Länge sich dehnende Flachdach ruht auf lediglich sechs an den Längsseiten angebrachten Stützen, so dass die Außenwände in ganzer Höhe verglast werden konnten, also sich quasi selber auflösen.

Mit vergleichbarer Leichtigkeit und Eleganz hat Ackermann auch anderswo ungewöhnliche Räumlichkeiten zu charakteristischen Einheiten zusammengefasst: etwa in dem lang gezogenen, beidseits durchgehend verglasten Konstruktionsbüro der Firma Gartner in Gundelfingen, in der Offi-

zierschule der Luftwaffe in Fürstenfeldbruck oder am Technikgebäude der Universität Kassel, bei dem extrem unterschiedliche Höhen bewältigt werden mussten.

Schon zu Lebzeiten Geschichte gemacht hat Ackermann mit einigen in kreativer Zusammenarbeit mit Ingenieurbüros ertüchtelten Konstruktionen. Da ist zum Beispiel das Eislaufzelt auf dem Münchner Olympiagelände zu nennen, das die Stadt gerne aus dem Gesamtkunstwerk des Olympia-parks herauszuschneiden würde, um den Grund möglichst gewinnbringend zu ver-

markten. Die von Ackermann entwickelte avantgardistische Konstruktion hat es möglich gemacht, das riesige Dach über der Eislauffläche an einem einzigen Stahlbügel, einem Bogen, der das ganze Gebäude überfängt, so aufzuhängen, das es ohne sichtbare Stützen frei und quasi schwerelos über der Halle schwebt. Auf ähnliche Weise vermögen die in Absprache mit dem Ingenieurbüro Jörg Schlaich entwickelten Brückenkonstruktionen Ackermanns die Beobachter zu verblüffen. Die in einer halbkreisförmigen Kurve den Main-Donau-Ka-



Die von Ackermann entwickelte Konstruktion des Eislaufzelts im Münchner Olympia-park lässt das riesige Dach schwerelos über der Halle schweben. FOTO: ACKERMANN+PARTNER

nal ohne Stützen überquerende Fußgängerbrücke bei Kelheim hängt statisch so eigenwillig an einem Stahlseil, das zwischen zwei schräg gestellte Masten gespannt wurde, dass man nur staunen kann, Welch abenteuerliche Wege die Kräfteströme gehen, wenn die Konstruktion ein wenig in Bewegung versetzt wird.

Dass technisch durchdachte Konstruktionen auffallend schön sein können, dafür sind die Silotürme im Zementwerk Märker in Harburg oder die skulptural ummantelten Faultürme in den Münchner Kläranlagen eindrucksvolle Beispiele. Wer auf der Nürnberger Autobahn aus München herausfährt und links das Allianz-Stadion im Blickfeld hat, der sieht auf der rechten Seite über der Lärmschutzwand vier aluminiumglänzende Kegel hochragen, die wie Kristalle im Licht aufleuchten. Es sind die Faubehälter des Klärwerks Großlappen, also vier jener gigantischen Betonbirnen, die anderswo in abstoßender Hässlichkeit herumstehen. Ackermann hat sie zu einem Drittel im Boden versenkt und oben stereometrisch so lebendig verkleidet, dass man sie als architektonische Schmuckstücke am Straßenrand empfindet.

Fazit: Konstruktionen, die ihrer speziellen Funktion auf ideale Weise gerecht werden und mit ihrer Sonderform hohen ästhetischen Ansprüchen gerecht werden, scheinen eine Spezialität des Mannes gewesen zu sein, der am Dienstagabend in Herrsching im Alter von 86 Jahren verstorben ist. Die Ausstellung über die Architekten der Bayerischen Akademie der Schönen Künste, die am 15. Mai in München eröffnet wird, beginnt mit ihm. Man wird ihn dort sehr vermissen. GOTTFRIED KNAPP